

Christian Kühn
Nachwort

zu: Reinhard Seiß
Wer baut Wien? Hintergründe und Motive
der Stadtentwicklung Wiens seit 1989
Pustet Verlag, Salzburg, 2007

„Wahrheit ist kein Kristall,
den man in die Tasche stecken kann,
sondern eine unendliche Flüssigkeit,
in die man hineinfällt.“

Robert Musil,
„Der Mann ohne Eigenschaften“

„Wer baut Wien?“ Schon der Titel dieses Buches ist kontroversiell. Haben wir uns nicht längst vom Begriff „Städtebau“ gelöst, von der Idee eines großen Plans, der auf Jahrzehnte hinaus die Entwicklung der Stadt vorherbestimmt? Als mythologischer Ort hat die Stadt einen radikalen Bedeutungswandel erfahren. War sie ursprünglich eine geschützte und geordnete Lichtung, umgeben von einer Natur voller Gefahren, so ist sie seit 200 Jahren selbst zum bedrohlichen Ort geworden, aus dem man in „die Natur“ zu fliehen hoffte. Heute ist klar, dass es für die große Masse der Weltbevölkerung keine Alternative zur Stadt gibt. Die Stadt ist eine künstliche Natur geworden, die man erforschen, aber nur noch in sehr eingeschränktem Maß planen und schon gar nicht „bauen“ kann. Sie baut sich selbst in einer unentwirrbaren Verflechtung hunderter und tausender einzelner Aktivitäten, großer Ankündigungen und kleiner Korruptionen, getrieben von Gemeinsinn und Partikularinteressen, von der Hoffnung auf ein besseres Leben, von Grabenkämpfen unter Parteifreunden und vom Streben nach Macht und Geld.

„Wer baut Wien?“ ist also eine rhetorische Frage, auf die Reinhard Seiß mit einer Sammlung von Erzählungen antwortet. Von weitem betrachtet, entsteht so ein Bild, wie es schon Robert Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ benutzte, um den Schauplatz seines Romans zu beschreiben. Musil vergleicht die Haupt- und Residenzstadt Wien mit einer „kochenden Blase, die in einem Gefäß ruht, das aus dem dauerhaften Stoff von Häusern, Gesetzen, Verordnungen und geschichtlichen Überlieferungen besteht.“ Seiß behandelt in seiner Analyse die Epoche von den 1980er Jahren bis zur Gegenwart, eine Jahrhundertwende, deren Dreh- und Wendepunkt - anders als im Fin de Siècle um 1900 mit seiner diffusen Sehnsucht nach einer umfassenden Modernisierung - präzise festzustellen ist. Die aktuelle Jahrhundertwende dreht sich um das Jahr 1989, als der Eiserne Vorhang kollabiert und Wien plötzlich vom östlichen Rand der westlichen Welt in die geographische Mitte Europas rückt. Das Bild der nahen und durchdringlichen Grenze, von Schienensträngen, die sich grasüberwachsen an dieser Grenze totlaufen, hat jahrzehntelang die Mentalität der Stadt geprägt. Nach 1989 darf man sich an ein grenzenloses Wien erinnern: An eine Stadt, die im Jahr 1906 bereits mehr als 2 Millionen Einwohner hatte und für die Otto Wagner den Plan einer „Unbegrenzten Großstadt“ entwarf, eine endlose Stadtstruktur ohne jede Sentimentalität.

Diese Erinnerung kann aber nur für einen Moment die Tendenz der Stadt aufhalten, sich in einem gemütlichen Zerrbild des Fin de Siècle um 1900 einzurichten. Der alte Anzug der Haupt- und Residenzstadt ist längst prächtig und touristengerecht herausgeputzt. Ihren Beitrag zum Weltkulturerbe sieht die Stadt zuerst in Schloss Schönbrunn, das 1996 in die UNESCO-Welterbe-Liste aufgenommen wird, dann in der gesamten Wiener Innenstadt, die 2001 folgt. Auch die Wohnbauten der Zwischenkriegszeit werden renoviert, aber den Mut, den Karl-Marx-Hof zum Weltkulturerbe auszurufen und Wien damit als Stadt des sozialen Wohnbaus zu positionieren, bringt niemand auf. Barock und Historismus sollen die große Zeit Wiens markieren. Das Selbstbild der Stadt orientiert sich damit an einer diffusen, ins Geschichtslose verklärten Vormoderne.

Freilich gibt es Anstrengungen, die Stadt aus dieser Gemütlichkeit herauszulocken. Mitte der 1980er Jahre entsteht das Projekt, 1995 in Wien und Budapest eine Weltausstellung abzuhalten. Mit der EXPO 95 will sich die Stadt einer großen Herausforderung stellen, die alte Gegensätze überwinden soll. Nicht von ungefähr lautet der Untertitel der EXPO „Brücken in die Zukunft“. Das bezieht sich auf die Städte Wien und Budapest, die in der Anfangsphase des Projekts noch zu unterschiedlichen geopolitischen Blöcken gehören. Aber auch in Österreich hat das Projekt Brückenfunktion, zwischen Konservativen und Sozialdemokraten, zwischen der Stadt Wien und dem Bund. Seine Wurzeln finden sich in der Idee des konservativen Vordenkers Jörg Mauthe, den Donaauraum als geopolitische Achse quer zum Eisernen Vorhang zu positionieren. Hans Mayr, Sozialdemokrat und mächtiger Vizebürgermeister der Stadt, greift diese Idee auf und konkretisiert sie mit dem Projekt einer Weltausstellung. Ähnlich wie die „Parallelaktion“, die in Musils „Mann ohne Eigenschaften“ die leere Mitte der Handlung bildet, setzt die EXPO 95 eine Vielzahl von Kräften frei. Sie scheitert jedoch 1991 am politischen Kleingeist. Die Freiheitliche Partei, ursprünglich Befürworterin des Projekts, übt sich hier erstmals in der Kunst, den Großparteien mit fremdenfeindlichen Parolen die Richtung vorzugeben. Auf ein Volksbegehren der FPÖ reagieren die Befürworter mit einer Volksbefragung unter der Wiener Bevölkerung, die aufgrund hoffnungslos kurzer Vorbereitungszeit negativ ausgeht. Was von der EXPO 95 übrig bleibt, ist die vorgezogene Nachnutzung des Areals vor der UNO City, abgewickelt von der WED, der anlässlich der Weltausstellung gegründeten „Wiener Entwicklungsgesellschaft für den Donaauraum“, deren Name nur noch Reminiszenz an die großen Visionen ist, die mit dem Donaauraum und der EXPO 95 verbunden waren.

Die Stadtplanung hat ihre Lektion aus diesem Misserfolg gelernt. Statt der großen Zukunftsprojekte setzt sie seit 1991 auf die Patchwork-City, in der allerlei Ideen miteinander konkurrieren dürfen, Themensiedlungen, einmal frauenfreundlich, einmal autofrei, nie umfassend und nie verbindlich. Ein Hochhauskonzept für Wien? Viel mehr als Verbotszonen und vage Andeutungen über Standortvoraussetzungen traut sich die Stadt nicht mehr zu. Nur ein weiteres Mal, in der Schlussphase zur Vorbereitung des Stadtentwicklungsplans 1994 laden Stadtrat Hannes Swoboda und Planungsdirektor Arnold Klotz die Planungsfachleute Wiens zu einer umfassenden Kritik am Status Quo ein. Zwei Tage lang dürfen die Experten auf dem Wilhelminenberg die Stadtplanungspraxis Wiens diskutieren, vom Stadtrat ausdrücklich zu einer radikalen Auseinandersetzung ermuntert. Als die tatsächlich entsteht - noch dazu in Form eines Manifests - kommt es zum Eklat. Das Manifest wird zurückgezogen. Als die Sozialdemokraten bei den Wiener Gemeinderatswahlen 1996 die absolute Mehrheit verlieren und Hannes Swoboda ins Europaparlament nach Brüssel wechseln muss, ist klar, welche undankbaren Ressorts die bisher allein Regierenden an den Koalitionspartner abgeben, nämlich jene für „Planung und Zukunft“ und für „Kultur“.

Die Episode vom Wilhelminenberg ist beispielhaft für die vertrackte Situation aller großen, komplexen Institutionen. Selbst wenn sie erkennen, dass sie Irritation und Kritik brauchen, um beweglich für die Zukunft zu bleiben, hilft das nur wenig. Ein geschlossenes System kann sich genausowenig selbst irritieren, wie wir uns selbst kitzeln können. Deshalb sind große riskante Projekte wie die EXPO 95 mit ihren harten Terminen und ihrer unvorhersehbaren Eigendynamik unverzichtbar für alle großen Städte. Um zu überleben, müssen sich geschlossene Systeme immer wieder an den Rand des Chaos wagen, dorthin, wo Irritation unvermeidlich ist. Ob das Twin-City-Konzept von Wien und Bratislava, wie es im aktuellen Wiener Stadtentwicklungskonzept formuliert ist, attraktiv und verbindlich genug ist, um in diese Richtung zu wirken, bleibt abzuwarten.

Dass Städte bei solchen Projekten Fehler machen, ist jedenfalls ebenso unvermeidlich wie die Kritik, die auf diese Fehler folgt. Ein konstruktiver Umgang mit Kritik ist aus Übungsgründen daher schon im Normalbetrieb anzuraten. Die Wiener Sozialdemokraten, seit Jahrzehnten an eine absolute Mehrheit gewöhnt, tun sich damit naturgemäß schwer. 2001, als sie nach einem kurzen Intermezzo wieder die absolute Mehrheit im Gemeinderat erreichen, bekennt sich Altbürgermeister Leopold Gratz zu seiner Überzeugung, nun sei in Wien endlich „die natürliche Ordnung wiederhergestellt“.

Dass ein Buch wie Reinhard Seiß' „Wer baut Wien?“ in diesem Umfeld auf wenig Gegenliebe stößt, ist verständlich. Manches von dem, was Seiß an Erzählungen um die Wiener Stadtplanung ausbreitet, mag anders interpretiert werden können, als er es tut. Das liegt in der Natur der Sache, gerade wenn es um Fragen der Stadt geht, jener Mischung „aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgehen, Nichtschritt halten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, bodenlosen Punkten der Stille dazwischen, aus Bahnen und Ungebahntem, aus einem großen rhythmischen Schlag und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander“, als die Robert Musil die moderne Stadt charakterisiert hat. Dass Seiß' Kritik nicht einer Lust am Nörgeln, sondern einer unbedingten Begeisterung für dieses abenteuerliche Gebilde entspringt, spricht aus jeder Zeile seiner Texte. Auch die Kritisierten sollten allmählich erkennen, dass eine Stadt Kritiker wie ihn braucht, um auf dem Weg in die Zukunft nicht in der Sackgasse der Selbstzufriedenheit zu enden.